

Redaction:

Wien,
I., Dominikaner-
bastei 19.

Sprechstunde:

Jeden Freitag von 6—8 Uhr
Nachmittag.

Unverlangt einlaufende
Manuscripte werden nicht
zurückgestellt.

Die Wage

Eine Wiener Wochenschrift.

Herausgeber: Dr. Rudolph Lotbar, C. W. Benker.

Erscheint jeden Samstag.

Administration:

Wien,
I., Dominikaner-
bastei 19.

Telephon Nr. 15779.

Offene Declamationen
portofrei.

IV. Jahrgang.

Wien, 7. October 1901.

Nr. 41.

Inhalt: E. V. Z. Die alte und die neue Socialdemokratie. — Edmund Steinacker. Parlamentsreform in Ungarn. — Karl Marciner. Die Socialpolitiker über den neuen deutschen Zolltarif. — Alte Briefe. (Sammlung Ad. Müller sen. Briefe von K. Gupkow und W. Scholz.) — Dr. Fr. Medicinische Briefe. XXXIII. — Paul Wiegler. Verlaine's Prosalbücher. — W. v. Desterren. Eine Weichte. (Schluß.) — Rudolph Lotbar. Vom Theater. — Otto Stoeckl. Raimund-Theater. — Politische Glossen. — Finanzielle Glossen. — Dyl. Zoll auf Brodborn fünf Mark fünfzig.

E. V. Z.

Die alte und die neue Socialdemokratie.

Die Parteitage der deutschen Socialdemokratie, einst trotzig Heerscharen über die proletarischen Kampfschaaren, stolze Turniere für die Ritter der Arbeit, haben seit Jahren ihren Glanz verloren und sind der Tummelplatz kleinlicher Fäulereien geworden. Man erinnert sich noch, wie vor einigen Jahren dem alten Liebknecht in endlosen Debatten Marx und Fennig vorgerechnet wurden, die er für seine publicistische Thätigkeit im Dienste der Partei einsteckte; dann kam Herr v. Bollmar unter den Striegel, und seit drei Jahren ist Bernstein die bête noire der Parteitage geworden. Es macht den Eindruck, als ob die Partei ein freies Spiel mit ihren besten geistigen Potenzen treibe und über das Gleichmaß hinausragende Individualitäten eifersüchtig zurecht zu stutzen, auf Null zu reduciren suche. Wenn dies bloß eine innere Angelegenheit der Partei wäre, ginge es uns wenig an. Aber die Socialdemokratie als die Partei der Arbeiterschaft hat Aufgaben, an deren Erfüllung alle culturfreundlichen Parteien interessirt sind. Auf diese muß es einen höchst peinlichen Eindruck machen, wenn sich ein Parteitag, wie der letzthin in Lübeck abgehaltene, wie ein römisches Kirchenconcil aufspielt und sich weigert, „die Freiheit wissenschaftlicher Selbstkritik für eine Voraussetzung der geistigen Weiterentwicklung der Partei“ zu erklären. Wenn man diese höchst bedauerliche Erscheinung in einem etwas tröstlicheren Lichte sehen will, muß man uns gestatten, noch einmal auf den „Fall Bernstein“ zurückzugreifen, der nun schon seit drei Jahren die officiellen Kreise der Socialdemokratie in der größten Ausregung erhält. Anlässlich des Stuttgarter Parteitages im Jahre 1898 richtete Ed. Bernstein, bisher einer der maßgeblichen Autoritäten des wissenschaftlichen Socialismus, an die Partei eine Zuschrift, in welcher er der mit der Marx-Engels'schen „Katastrophentheorie“ zusammenhängenden Anschauung entgegentrat, „dass wir vor einem in Wälde zu erwartenden Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft stehen und daß die Socialdemokratie ihre Taktik durch die Aussicht auf eine solche bevorstehende große sociale Katastrophe bestimmen, beziehungsweise von ihr abhängig machen soll.“ „Was die Socialdemokratie noch auf lange hinaus zu thun habe, sei, statt auf den großen Zusammenbruch zu speculiren, die Arbeiterklasse politisch zu organisiren und zur Demokratie auszubilden, und für alle Reformen im Staate zu kämpfen, welche geeignet sind, die Arbeiterklasse zu heben und das Staatswesen im Sinne der Demokratie umzugestalten.“ Diese Ansicht hat Bernstein sodann in einem „Die Voraussetzungen des Socialismus und die Aufgaben der Socialdemokratie“ betitelten Buche eingehender behandelt und wissenschaftlich vertreten; es erhoben sich natürlich zahlreiche Stimmen gegen die neue Lehre, es kam zu Erwiderungen, Repliken und Dupliken — es wurde ein echter deutscher Bücherstreit daraus. Bernstein's Ansicht, die theoretisch jedenfalls weiter ging, als er selbst glauben will, bedeutete in praktischer Hinsicht eigentlich

nichts als die officielle Anerkennung eines bereits längst befolgten Grundjages. Die Socialdemokratie, besonders die deutsche Socialdemokratie, wartet schon lange nicht mehr auf die große wirtschaftliche Katastrophe, die das „communistische Manifest“ verheißt, sondern trachtet, die Lage der arbeitenden Classen auch schon in der heutigen Gesellschaft mit Hilfe der bestehenden Institutionen zu bessern. Kautsky selbst, der heftigste Orthodoxe, hat eine Rechtfertigung der parlamentarischen Regierungsform geschrieben, und die große socialdemokratische Partei im deutschen Reichstag hat schon seit Langem „Gegenwartspolitik“ betrieben. Auch die Thätigkeit in den Organisationen wurde nicht bloß im Hinblick auf den großen Kladderadatsch, sondern auch mit reformistischen Absichten entfaltet. Mit einem Worte: das Evangelium, welches Bernstein seit dem Stuttgarter Parteitage predigt, verlangt gar nichts Neues. Gleichwohl hat es einen Sturm entfesselt, wie er die deutsche Socialdemokratie seit den Tagen des Socialistengesetzes nicht heimgesucht hat. Der letzte Parteitag war in erster Linie der Bernsteinfrage gewidmet und die Parteiführer waren mit schwerem Herzen nach Lübeck gewandert. Die Gefahr ist überstanden: eine Resolution, welche die unbedingte Freiheit der Meinung und Kritik wahrte, wurde abgelehnt und eine andere von Bebel beantragte Resolution angenommen, die Bernstein eine levis nota erteilte. Bernstein hat sich den Beschlüssen des Parteitages unterworfen — laudabiliter se subiecit — der Streit ist damit beendet, „die Wasser glätten sich wieder“. Ob es auch in der Tiefe still und friedlich geworden ist? Wir glauben kaum.

Der Fall Bernstein hat so große Dimensionen angenommen, nicht weil sich dieser Parteimann „zu dem Denken und Fühlen der großen Mehrheit der Parteigenossen in Widerspruch gesetzt hatte“, sondern gerade weil die sichtliche Mehrheit Bernstein's Ansichten theilte. Die Socialdemokratie von heute ist nicht mehr die „Internationale“ der Sechzigerjahre. Die Zeiten, wo die Socialdemokratie es ablehnte, in den bürgerlichen Kreisen auch nur Propheten zu machen, sind vorüber. Die Partei besteht allerdings auch heute noch der Mehrzahl nach aus Arbeitern, aber sie hat seither einen starken bürgerlichen Einschlag bekommen, und das „Bourgeois-Geschmeiß“ spielt heute in der Arbeiterpartei sogar eine recht bedeutende Rolle. Gerade in Deutschland und Oesterreich, wo es große radicale Bürgerparteien nicht gibt, nehmen die radicalen bürgerlichen Elemente, besonders die „Intellectuellen“, naturgemäß ihre Zuflucht zu der großen, thatkräftigen Arbeiterpartei; wenn diese bürgerlichen Elemente auch ihren proletarischen Parteigenossen numerisch unterlegen sind, besitzen sie doch in Folge ihrer höheren Bildung und wirtschaftlich festeren Position ein viel größeres Gewicht in der Partei, und so kam es, daß bürgerliche Einflüsse und vielfach auch rein bürgerliche Ideen in der Socialdemokratie allmählich geltend wurden. Daß der frühere blanquistisch-revolutionäre Standpunkt ausgegeben und gegen einen mehr reformistischen eingetauscht wurde, ist, wenn auch nicht ausschließlich, so doch zum guten Theile auf die starken bürgerlichen

bewohnern vielfach herrscht, existiert auch nicht in Japan. Denn die japanische Kuh gibt keine Milch, und wo keine Milch, da gibt es auch keine Butter und keinen Käse, und in Folge dessen ist die japanische Nahrung außerordentlich fettarm. Vegetarische Nahrung, fettarme Nahrung, eiweißarme Nahrung, sollte man da nicht einen üblen Einfluß der Ernährung auf die Japaner erwarten? Wissenschaftlich wird die Zulänglichkeit der Ernährung dadurch festzustellen gesucht, ob der Organismus sich im Stickstoffgleichgewicht erhält, d. h. ob er nicht an Gewicht verliert, und ferner, ob alle Bestandtheile der Nahrung voll ausgenutzt werden oder ob unverwerthetes Nahrungsmaterial in größerer Menge ausgeschieden wird. Daneben gibt es aber auch ein anderes Kriterium, nämlich das Leistungsgleichgewicht. Man prüfe eine irgendwo gebräuchliche Nahrung darauf, ob bei ihr ein Mensch, in seinen gewohnten Bedingungen belassen, nach längerer, z. B. einmonatlicher starker Arbeit noch im Stande ist, dieselbe Arbeit mit derselben Leichtigkeit wie im Anfang zu verrichten, ohne Verlust an Körpergewicht. Einen solchen Versuch stellte Baelz an. Er hatte zwei Wagenzieher, kräftige Männer im Alter von 22 und 25 Jahren. Die Leute behielten ihre gewöhnliche, nur genau abgemessene Nahrung, während sie ihrer ganz respectablen Aufgabe nachkamen, einen 80 Kilogramm schweren Mann durch 3 Wochen eines sonnigen Augustes hindurch täglich 40 Kilometer weit im Dauerlaufe zu ziehen. (Die Beiden hatten sich sogar zu einer noch größeren Leistung erboten.) Die Nahrung bestand aus außerordentlich großen Mengen von Kohlehydraten in Gestalt von Reis, Kartoffeln, Gerste, Kastanien, Lilienwurzeln und anderen gebräuchlichen Nahrungsmitteln, war fettarm und wies auch nur einen Eiweißgehalt von 60—80 Procent der Voit'schen Forderung für schwer arbeitende Männer auf. Nach vierzehntägiger Arbeit war das Körpergewicht nicht verändert, eher hatte es zu- als abgenommen. Es wurde ihnen dann Fleisch angeboten, das sie — galt es ihnen doch als Luxus — dankbar annahmen und mit Vergnügen aßen. Das Fleisch diente als Ersatz für ein entsprechendes Aequivalent von Kohlehydraten. Nach drei Tagen Fleischgenusses hatten die beiden, man möge während ihrer Arbeitszeit ihnen kein Fleisch mehr geben, sie fühlten sich danach zu müde, um gut zu laufen. Ihre Aufgabe vollendeten sie dann bei ihrer gewöhnlichen Nahrung ohne Gewichtsverlust, und waren bereit, noch mehr zu leisten. Ein anderes Beispiel von Arbeitsleistung bei bloß vegetarischer Nahrung! Zu dem Wege von Tokio nach dem im Gebirge gelegenen, 110 Kilometer entfernten Nikko brauchte Baelz im Sommer mit einem Wagen bei sechsmaligem Pferdewechsel von abends 6 Uhr bis morgens 8 Uhr, d. i. 14 Stunden. Beim Verlassen Tokios sah er einen Japaner in einer Djinrikiska (Fahrrad), der ebenfalls nach Nikko wollte. Dieser Japaner (Durchschnittsgewicht der Japaner 54 Kilogramm) kam, von seinem Landsmanne gezogen, nur um 1/2 Stunde später als Baelz in Nikko an; der Landsmann hatte also einen Weg von 110 Kilometer mit einer Belastung von mehr als 50 Kilogramm in 14 1/2 Stunden zurückgelegt.

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß ein an vegetarische Nahrung gewöhntes Volk ohne körperlichen Nachtheil sehr große Arbeit leisten kann. Die Art seiner Ernährung bietet ihm sogar einen Vortheil. Wenn Baelz eine reichliche Pflanzenmahlzeit zu sich genommen, fühlte er sich sofort zu körperlicher Arbeit, z. B. Bergbesteigung, bereit; hatte er aber eine volle europäische Mahlzeit mit Fleisch genossen, so hatte er das Bedürfnis, eine lange Zeit auszuruhen. Dies stimmt auch mit der Erfahrung von Rubner, Voit u. A., daß bei Ueberernährung mit Fleisch über große Müdigkeit in den Beinen geklagt wird. Unzweifelhaft handelt es sich um gewisse Stoffe, welche nicht sofort resorbirt werden und einen schwächenden, lähmenden Einfluß vorübergehend auf das Nervensystem ausüben. Ferner kam Baelz zur Ueberzeugung, daß die Fleischnahrung für den Augenblick und für kurze Zeit eine intensivere und größere Kraftleistung gestattet, daß dagegen der Vorzug der überwiegenden Pflanzennahrung in der Ausdauer liegt.



Paul Wiegler.

Berlaine's Profabücher.

Es ist bekannt, daß Paul Marie Verlaine, als er am 8. Jänner 1896, bemitleidet und gepriesen, zu Paris verstarb, sein trübes und krankes Werk noch nicht vollendet hatte. Zu der Reihe seiner Verse macht „Chair“, jenes Zeugnis letzter Irrungen, wie denn das vorgelesene Frontispice von Nops sich wie eine glänzende, doch unwahrhafte Fanfare geberdet, den Beschluß. Aber darüber hinaus wünschte er, der Hüßlose und an jeder strengen und reinen Technik Versagende, die Auszeichnungen des Bühnenschriftstellers. Zu dem Schächeract „Les uns et les autres“, den er geschrieben hat, und der selbst im Vaudeville erschien, ein verstimmt und trotz seines finnlischen Reizes ein bißchen wehleidiger Marivaux, traten später die paar Scenen der „Madame Aubin“, die von den Pariser Literaten im Café Procope zur Aufführung gebracht wurde. Die Bourgeoise, die hier mit einem Galan ihrem Manne durchgeht, und bevor sie erliegt, im Hotelzimmer von diesem erkappt wird, ist in allzu naiver Psychologie behandelt. Die Geschwägigkeit, durch die der schwermüthige Lyriker Verlaine uns sogar an den farblosesten Stellen seiner der Ewigkeit geweihten Gedichte bezaubern wird, stört hier auf's Empfindlichste, und er besitzt nicht einmal so viel dramatische Objectivität, um die scenische Anmerkung, Madame Aubin werfe sich zum Monolog auf ein Kanapee, von dem banalen Zusatz frei zu halten, daß es ihr eben noch gefährlich hätte werden können. Deshalb ist für Alle, die ihn zärtlich lieben, die Thatfache ergreifend, daß ihn der Tod gerade bei einem unfertigen Drama, das nicht über ein langes Selbstgespräch Ludwigs XVII. im Temple gedieh, überrajcht hat. Viel wesentlicher für ihn und von unersehbarem Werthe für die Geschichte der neuen französischen Literatur jedoch sind seine Profabücher. Drei, mit verschwommenen Titeln, sind bloße Bersprechungen geblieben, eine beträchtliche Anzahl steht längst als Document des symbolischen, oder genauer, des verlainischen Kultus da, und einige werden unsere Zeit überdauern.

Die literarische Bewegung des jungen Frankreichs hat in vornehmen, tiefen, beredten Annalen ihren Niederschlag gefunden. Sie hat so ihre Theoretiker gehabt wie Marcel Schwob oder Remy de Gourmont, der in seinem zweibändigen „Livre des Masques“ endgiltige Charakterbilder jenes ganzen Geschlechtes uns geliefert hat. Auch Verlaine's Profabücher sind oft chronistisch; er hat seine eigene Biographie in drei, die Biographien seiner Freunde und hie und da eines Widersachers in ebenfalls drei Sammlungen aufbewahrt; auf der einen Seite „Confessions“, „Mes prisons“, „Mes hôpitaux“, auf der Gegenseite „Poètes Maudits“, „Les hommes d'aujourd'hui“ und „Quinze jours en Hollande.“

Was sonst noch von Prosa von ihm verbreitet ist, zeigt in der oft mittelmäßigen Composition dieselben Schwächen, wie seine Theaterversuche. Neben einer primitiven Nachahmung von Pons Schrecknissen ist die kleine Pariser Skizze „Louise Leclercq“ zu nennen, die recht glücklich jenes kleinstädtische Milieu der Vorstädte zeichnet, die vergiftende Platttheit seiner sechsstöckigen Hinterhäuser mit den schmutzigen Gypsfaçaden und Colonialwärenläden, die Platttheit des Geistes, der dort vegetirt und nur von den Romanfeuilletons des „Petit Journal“ kläglich sich nährt; aber Verlaine's Cliché ist selbst kaum davon verschieden. „Pierre Duchatelet“, eine schlecht erzählte Episode aus der Zeit der Commune, ist nur ein Ausschnitt aus Verlaine's Schicksal. Einzig die „Mémoires d'un veuf“ sind seiner Lyrik ebenbürtig als eine Art von traumhaftem Tagebuch, confuse Stimmungen, bald weinerlich, bald lasciv, je nach den Schatten, die über den Dichter gleiten. Bald sind sie wie ein finsterner Abdruck und strömen den nebelstirrenden Dunst öder Herbstlandschaften aus, bald verzehren sie sich in einem sentimental-fredhen Vagabundenton, der Villon's und Musset's Schemen zur Gevatterschaft aufruft. Doch überall erkennen wir hinter ihnen das bleiche Antlitz dieses verfallenden Menschen, welcher sein Bettlerdasein aufrollt, in hoffnungslosen und wie das Straßenpflaster harten Besorgungen sein Greisenthum fristete, bei ekkeln Mahlzeiten und wachen Nächten, denen er ohne Muth über hundert Stufen

entgegenstieg, von Streichhölzern beleuchtet, die ihm die Fingerspitzen schmerzhaft verfenkten.

Die Schilderung des armen Verlaine, der uns hier anstiert, ist in jenen drei Darstellungen seines Lebens von dankbarster Ausführlichkeit. Sie leiten aus seiner frühesten Kindheit bis in die Jahre, wo er schon in Spitalern herumgestoßen wurde und das Schlimmste für ihn zu befürchten war. Sie bringen, mühsam und weiterschweifig, Daten selbst zu entfernten Vorgängen aus seinen taumelnden Erfahrungen, die wir sonst nicht wüßten. Sie könnten je nach ihrem Inhalt für das Capitel der Pubertät oder für Capitel der männlichen Pathologie genommen werden und sind von unsicherem, sich selbst bezweifelndem Ehrgeiz dictirt. Als ursprüngliche Offenbarungen einer großen Dichterindividualität könnten sie etwa mit Rousseau verglichen werden. Doch soweit sie Rechtfertigungen sind, können sie nur demüthigen. Sie haben nichts von dem Stolz der neuen, starken Seelen einer neuen Zeit, die, auch wenn sie die Zerstörung fühlen, das mächtige und notwendige Leben grüßen, die ohne Scheu ihre seligen oder unseligen Instinkte mittheilen. Sie sind ältlich und beschönigen, machen Winkelzüge, Umschreibungen. Wenn sie lächeln, so ist ihr Lächeln verzerrt. Verlaine hat nicht gewagt, sich selbst zu zergliedern, stand rathlos vor seinem verwickelten Ich und hat seinen Lesern anvertraut, daß er rathlos sei. So erzählt er die großen Wunder seiner Seele in Trivialitäten und breitet im Ton eines Schülers die unersüßlichen Geheimnisse von Alumnaten, wenigen öffentlichen Häusern und die fade Geschichte seiner Ehe aus, indes wir Herrliches zu entdecken glaubten. Darunter aber können wir die inneren Linien seiner Entwicklung aus den paar Sätzen, wodurch dieser Müde sich verrieth, wiederherstellen. Es genügt uns, wie in den Memoiren aller Kindlichen, Hallucirten, deren Ahnungen über sie herausgewachsen sind, das Rohmaterial zu ermitteln. So sehr auch der Verfasser der „Confessions“ einem Verlagen des Erinnerens anheimgefallen ist und so banal der Rest, den er uns preisgibt, verkauft, steht doch gleich visionär der gesammte Hintergrund seines Knabenalters auf, wenn er ein vom Frühwind geschaukeltes schwarzes Segel nennt, das der Fünfjährige durch die feinen, geblümten Vorhänge eines Hafenhotels in Lyon erblickte, oder wenn er uns sagt, wie er die Nacht mit ihren weißen und grauen Nuancen bevorzugte. Aus der folgenden Zeit, als die Familie aus der Provinz nach dem häßlichen Paris übergesiedelt ist, wird ein heftiger Fieberschauer symbolisch, der den kleinen Körper packt und in einem trunkenen Genuß des Nichts hinüberwiegt. In zager Angst liegt er in seinem Bettchen, hastige Worte stammelt, die unzusammenhängende Begriffe seines Buchwissens zu sinnlosen Sätzen vereinen. Und so links uns hier die Tragik des schwächtigen Epheben erzählt wird, den Cazals in der Sonderausgabe der „Confessions“ abgebildet hat, wie er in Militärmütze und Gürteltrock unter einem Baume des Institutsgartens seine Lecturen durchließ, mit spöttisch aufgeworfenen Lippen, die längst dreiste Zotenlieder nach kirchlichen Melodien plärren, beugen wir uns doch gern vor diesen Heimlichkeiten. Während das zerrwühlte Gehirn in verschwiegenen Kammern sich erhitzte, ist langsam der Dichter, ein Dichter mit feuchten, zitternden Händen, der „Alles“ liest und an Allem sich berauscht, herangereift.

Von den Monaten der Commune, auf welche die letzten Seiten der „Confessions“ eine Perspective öffnen, bis zu „Mes Prisons“ ist ein Sprung und ein tiefer Fall. Wir erleben in diesem Buche Verlaine's erstes Martyrium, die unglückliche Freundschaft des Ehemannes mit dem ganz jugendlichen Arthur Rimbaud, eine Zeit lastenhafter Wonne und anormalen Süchte, die ihm die Herrschaft über den Willen nahmen, bis er auf der Straße von Brüssel ein Attentat auf den Geliebten bezog. Von da an hebt sich der Autobiograph Verlaine, der so un Künstlerlich begann, zu einer Schlichtheit, die groß ist, weil sie nur noch die Verzeihung erbittet. Wir folgen der Peripetie in diesem Eingekerkerten, der im Untersuchungsgefängnis von draußen her die lockeren Compléts der „alle de la mere Angot“ hört und in den Erdboden sinken möchte, den dann in seinen Einsamkeiten der Brief des Victor Hugo tröstet, der der brutalen Unständlichkeit des bürgerlichen Tribunals unterworfen wird und schließlich zwei Jahre in Meus gefangen sitzt. Dort,

in der ohnmächtigen Erschöpfung seines Wesens, wurde Verlaine zum Mystiker umgeändert. Er betete als ein Beladener zu einem kupfernen Crucifix an seiner Wand, er bekam die leidenschaftliche Zerknirschung des Beters und hatte nur das Bedürfnis nach Frieden. Auch nachdem er befreit war, sind Rückfälle eingetreten; Gerichte und Polizei haben ihn noch des Desteren mißhandelt. Aber seine Leiden gehören von da ab meist in die nächste Phase, die Phase seiner „Hopitaux“, die ihn quälten und doch gnadenvoll beruhigten.

Man suche in Verlaine's Buch, das diesen Titel hat, nicht Schilderungen von der Kraft eines Dostojewskij, nicht einmal von der eines Mirabeau; dazu sind sie auch zu fragmentarisch. Nur zuweilen haben sie die Gegenständlichkeit einer bis zum Schmerz concentrirten Epik. Dann fällt die Maske des über sein Ungemach träge spottenden Zigeuners, des „bonhomme Misère, bonhomme Guignon, bonhomme Pas-de-chance“ ab, der sich verpflichtet glaubte, als ein Dichter nach dem Muster des Hegesippe Moreau durch den Tod im Spital einen Beruf logisch zu enden, der in den Augen der Menge unlogisch ist. Der nackte Mensch in seiner körperlichen, seelischen, geistigen Noth kommt zum Vorschein, der Mensch, der in den weißen Sälen hinter den weißen Rouleaux liegt, mit weh sich schließenden Augen, der neben sich einen Greis mit dem Rufe: Mutter! verrötheln hört, indes jenseits des Gartens die Stimmen wahn sinniger Männer und Weiber schrillen. Der Mensch, der schauernd gewahrt, wie in den Gerüchen von Jodoform und Phenol ihm der Tod alltäglich wird, der kaum noch bei dem Gedanken revoltirt, im Bett eines Todten, seines Todten ausgestreckt zu sein, das ganz kalt ihn umflößt. Der Mensch, der angstvoll erkennt, wie fern er den Leide zu ihm dringenden, äußeren Dingen wurde und in den irren Wunsch anbricht: „Es lebe das reine Behagen, die reinen oder unreinen Weiber und das wahre, reine oder unreine, lebende Leben!“ Der auf die Schergen flucht, die ihn in diesem schwarzen Grabe zurückhalten, und auf das Jahrhundert der Civilisation, das von Geld, Dreck und Auswurf gemacht sei. Der doch einmal sassunglos gegen seinen Paroissjammer schreit, mit siebenundvierzig Jahren im Krankenhaus wie auf der Straße verrecken zu müssen. Diese Scenen sind von überwältigender Traurigkeit. Es ist die Atmosphäre, in der er, mit Unterbrechungen, lange Jahre dahinsiechte, bis ihn in der Rue Descartes ein freundlicheres Geschick erlöste.

Auch in seinen Porträts der Andern hat Verlaine noch zweimal sich bespiegelt, in den „Poètes Maudits“ unter der kabbalistischen Entstellung seines Namens zum „pauvre Lélian“ und mit kabbalistischen Entstellungen seiner Titel in den „Hommes d'aujourd'hui“, die er für das artistische Journal „La Plume“ verfaßte, mit guter Witterung seiner Defecte, seiner arglosen Preisgabe in Reden und Lachen. Beide Werke enthalten, oft einander ergänzend, die Charakterköpfe der neueren Literaturgeschichte Frankreichs.

In erster Linie die Schroffen, die Generäle und Comthure; ein Doppelgestirn von Persönlichkeiten, deren Bahnen getrennt waren, die man aber wegen ihrer Vereinzelung stets mehr in Beziehung zu einander bringen wird, Jules Barbey d'Aurevilly und Philippe-Auguste-Matthias de Villiers de l'Isle-Adam. Jener (in Deutschland hat ihn das Publicum durch die von Hedda Möller-Bruck übertragene „Diaboliques“ schäßen gelernt) ein Unabhängiger, für die Franzosen der Meister des Satanismus, der boshafte, in seinen Vorurtheilen starkgeistige Kritiker des „Nain Jaune“. Selbst wer die feine Analyse des Mannes durch Bourget kennt, wird mit Augen Verlaine's geschmackvolle Studie über ihn lesen. Es ist ein interessantes Schauspiel, wie der religiöse Dichter der „Sagesse“ sich für den Prosaischriftsteller der katholischen Dekadenz begeistert und dessen Unsterblichkeit nicht den nach seiner Meinung agonisirenden Glaubenslosen, sondern den Enttäuschten der Kirche verkündigt. Die gleiche suggestive Wirkung, nur vertieft durch eine lange Freundschaft, ist in seinen Blättern über Villiers zu spüren, den er sogar als den absoluten Dichter verehrt. Wir betrachten mit ihm die traurigen, durch die Dämmerung einer lähmenden Erfolglosigkeit verwischten Züge dieses großartigen Sonderlings, der mit schweißkalter Stirn

im Conventikel der Parnassiens saß, verworren von seinen grausamen Legenden erzählte und mit den Fingern unruhig sein mächtiges Haar durchfuhr, bis er flüchtig und phantastisch, wie er gekommen war, verschwand, selbst seinen Intimen ein Räthsel. Noch ist die Mehrzahl seiner Production (Verlaine nennt sie hoch wie die Kathedralen) der Allgemeinheit unzugänglich. Nicht allein seines philosophischen Romans „Fis“, sondern auch seines Theaters sind unsere Dichter, ohne die bequemere „Révolte“, bisher beraubt, und können diesen Verlust nur ahnen, wenn sie an der blaffen Stilistik des Maurice Maeterlinck die Stilistik dieses blendenden Symbolisten messen. Ein Beispiel geben die Sätze, die Verlaine aus dem damals fast auffindbaren Drama „Elen“ des Villiers citirt: „Ich weiß, sang Maria, indes die Barke in Dunkelheiten dahinglitt, ich weiß einen Geist, der müde ist seiner unfruchtbaren Erhebungen, seiner Hoffnungen, die er auf die Finsternis gründete. Lange Zeit war sein machtvoller Flug die Ehre des Himmels; die Abende beteten ihn an als ihren Gast und ihre Beseelung; wenn er sich aufrichtete tief in den Sonnenuntergängen, die von den Manen der Götter heimgesucht waren, so überflamnten sie den wachenden Helden mit Purpurgluth und Wundern; er veräumte an einem Abend des Stolzes, der Liebe, des Triumphes, und die Nacht stürzte den Zauberer des Lustreichs. Jetzt hat der Himmel ihn vergessen; sein Leben kann darum die feindlichen Gegenden nicht mehr erkunden; er ist in die See seiner verkunnten Hoffnungen gefallen und wird sich einhüllen in die Härte seines Abschieds“. Der diese strahlenden Hymnen schuf, hat sich dem Theaterpublicum nur zweimal dargeboten, einmal verhöhnt, das zweite Mal mit Respect behandelt. Aber die Zeitungen haben ihm gegenüber in der Taktik verharret, gelegentlichen Widerspruch aufzugreifen, durch die sie alles Große hemmten. Wir brauchen Verlaine nicht gerade zu glauben, daß eine bizarre Scene von „Nouveau Monde“, die Officiere, Quäker, psalmodirende Amerikanerinnen, Indianer, Kinder, Affen und Papageis durcheinanderbrüllen und schnattern läßt, dramaturgisch vollkommen sei, weil sie Racine's Verlangen nach Einheit des Ortes die höchste Verkörperung gebe. Aber wir neigen uns der Hoheit dieses Kämpfers, der den Muth hatte, in der Vorrede seiner „Révolte“ zu fragen: „Was soll uns die Gerechtigkeit? Wer nicht von Geburt an in seiner Brust den eigenen Ruhm trägt, wird die Bedeutung jenes Wortes niemals erfahren.“

An die Jolirten schließt sich die engere Gruppe, zu der Verlaine gehört hat. Wir gehen vorüber an den älteren Poeten, die ihm Erzieher oder Gleichstrebende in der Verskunst waren, an der umfassenden Epopöe Victor Hugo's, an den längst degradirten Coppée und Silvestre, an den akademischen Manieren des Leconte de Lisle und an der Philosophie des Sully-Prudhomme. Nur einer fesselt uns, der noch jetzt als ein Vollandeter die jüngsten der zeitgenössischen Dichter hinter sich läßt, der prächtige José Maria de Hérédia. Keiner der Essayisten des „Mercure de France“ hat so subtil und mit so hingerrissenem Staunen diesen in der kastilischen Masse wurzelnden Herrscher des Sonnets geschildert, als es Verlaine gelang. Ergreifen betrachtete er sein Raffinement, die von den Gestaden vulkanischer Inseln hergewehten Düste, die betäubenden Blüthen, die wie Gold und Topas glühenden Landschaften seiner Kunstwerke. Ihm erschien Hérédia, der mit seinem Adel inzwischen Régnier und Andere überwunden hat, als ein Heros des Aesthetismus.

Es kommen nunmehr, außer dem von den Heutigen doch mit Unrecht zum Rang eines Dichterkönigs emporgehobenen, obwohl seinen Diery, Mallarmé und die manchmal affectirten Erben seiner Ideen. Dem Dichter des „Après-midi“ ist Verlaine stets in Anhänglichkeit und thätiger Zuneigung treu gewesen. So wenig er mit seinen Zielen eines durchaus genollten Lebens zu thun hatte, mit so inriger Sympathie verfolgte er seine ohne Fehler unbiegsamen und deshalb schmerzlichen Ueberzeugungen, seine Pläne zu architektonischen, unpersonlichen, orphischen Rhythmen, die Hamletentjagung des Darbenden, den er gegen die Klumpen in Schutz nahm. Zu den kleinen, schulgemäßen Talenten, die sich um Mallarmé oder um ihn selbst gruppirten, verhielt er sich wohlwollend, nur hie und da mit Ueberdruß. Der stricteste Ausführer Mallarmé's, der für ihn

durch Beispiel und Vorschrift die aufsteigende Generation von Versarbeitern vertrat, und den nicht bloß, die zarte Schönheit seiner Naturpoesie oder seine „Légendes des Ames et du Sang“ ihm empfahlen, war ihm einer der interessantesten Fälle der transcendentalen Aesthetik. Doch wie Verlaine Ghil's Snobismus, der Mallarmé als Gebieter des Goldes, der edlen Gesteine und der Gifte in snobistischen Buchwidmungen ansprach, belächeln mochte, so fremd blieb er auch den Theorien einer dichterischen Instrumentation, die jener entwarf. Er sah nicht als nothwendig ein, daß sämtliche Vocale, Diphthonge und Consonanten ein vernunft- und farbenvolles Orchester bilden müßten, und fürchtete durch solchen Pedantismus nur eine Schädigung der Kunst. Er wollte sich auch nicht eingestehen, daß er eine Schule hervorgerufen habe, gleichviel ob sie sich decadente, symbolistische oder romanische nannte. In einem Essay über den ihm als dem Dichter aller Zeiten hulldigenden Anatole Baju ist er so ungezogen, aufstatt über Aesthetik über den General Boulanger zu sprechen. Mit dem ihm eigenen Instinkt, verlangte er vollkommene Freiheit und Regellosigkeit, billigte im selben Maße die Affonanzen der Kahn, Laforgue, Moréas, Rignier, die mehr traditionellen Reime der Régnier, Biéls-Griffin, Laurent Tailhade, Ernest Raynaud, Stuart-Merrill und Vanor. In Stunden der Gleichgiltigkeit, wenn ihm das literarische Akrobatentum und die literarischen Cafés zuwider waren, wurde er sogar grob und strich vor den jungen Leuten irgend einen unbedeutenden Parnassien über Gebühr heraus.

Neben den Symbolisten, zu denen er noch François Poictevin's seltsame Prosa zählt, desiliren Ueberholte, Vergessene und Anerkannte. Die Pariser Bagabundenpoesie wird durch den im Heimweh nach dem großen Meer höhnenden und mit Grimassen schluchzenden Bretonen Tristan Corbière, die Miraklonpoesie durch den vom „Figaro“ und Sarah Bernhardt entdeckten, von der literarisch gewordenen Madame Guibert in Deutschland importirten Clavierphantasten Maurice Rollinat, den von Verlaine auf seinen minderen Werth zurückgeschraubten Dichter der „Nevroses“ repräsentirt. Von den Romanciers, deren solastisch schwerfälligen Naturalismus Verlaine mißachtete, werden in den „Hommes d'aujourd'hui“ zwei, die der Elite zugerechnet sind, ausgezeichnet: Edmond de Goncourt, der delicate, malerische Künstler des Wortes, und Anatole France, der Dichter des „Lys Rouge“, dessen alexandrinische, helle Art Verlaine um so mehr entzückte, je weniger ihm die Helligkeit verliehen war.

Noch ist eines Namens zu denken, der in diesen Chroniken beständig wiederkehrt. Das ist der mit dem tragischen Schicksal des pauvre Lélian verkettete Jean Arthur Rimbaud, der ihm in Brüssel zum Opfer fiel und in den Jahren nach der Katastrophe Abessinien bereist hat, ein Fahrenslichtiger des Lebens und der Kunst. Seine Entwicklung, die in grandiosen Werken begann, hat plötzlich versagt, er hörte auf zu schreiben. Aber mit rührender Inbrunst hat der gealterte Verlaine die Erhabenheit dieser Existenz wieder aufgebaut, die stolz und ohne Spuren über Zeitliches und Menschliches hinauswuchs, die der Natur nahe war wie der Urwald, und von der wilden Schönheit des Tigers. Er hat uns die Lyrik dieses Knaben mit dem ovalen Antlitz eines verbannten Engels gezeigt, ihre weißglühenden Lichtströme, ihre an Goya mahnende Perverstität und die niederreißen, wie ein Orkan entfachten, in ihrer Schöpferkraft ungläublichen Strophen des „Bateau ivre“. In all' jenen Fragmenten ist ein elementares Wirbeln, das uns aufhorchen macht; ein Genie ist hier verloren gegangen. Davon zeugen auch Rimbaud's spätesten Poesien, die in den „Hommes d'aujourd'hui“ als eine Dichtung von Flammen, Krystall, Blüthen, Blumen und großen bronzernen Stimmen gefeierten „Illuminations“ und die diamantene „Saison en Enfer.“ Wer dahin dringt und etwa Paterns Verrichon's Buch über Rimbaud liest, wird fühlen, was Verlaine fühlte.

Die „Quinze jours en Hollande“, der letzte seiner Profabände, beziehen sich mit ihrem Bericht über Reise und literarische Vorträge des Jahres 1893 nur einmal auf französische Defadenz. In Haag begegnet der von schwärmerischen Anhängern Escortirte dem Pariser Mystiker Sar Peladan, dem Leiter des Salons der Rosenkreuzer, der dorthin ähnlich wie Verlaine

gekommen ist, um öffentlich über Magie und Liebe zu reden, das Pult von einem rothen Priestermantel mit gelbem Kreuz überbreitet, zwischen brennenden Oster- und Altarkerzen, in mystischer Bizarrie. Der Sär, der das Restaurant in Altrachanmühe, Seidenweste, Mantel und weißen Chamoisstiefeln aufsucht, wird von Verlaime als ein vornehmer und launischer Geist bestätigt. Aber der literarische Werth dieser Eintragungen liegt mehr in der Berührung.

W. v. Oesteren.

Eine Beichte.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Mit einem schluchzenden Laute voll des bittersten Weh's und der hoffnungslosen Verzweiflung schloß sie das Geständnis und vergrub das Antlitz in den Händen. Pater Vincentius regte sich nicht und in der großen Kirche war es todtensstill. Die Beter in den Bankreihen hatten sich einer um den anderen erhoben und das Gotteshaus verlassen. Der junge Geistliche und die Beichtende waren allein zurückgeblieben, Beide seit langen Jahren wieder einmal allein. Der Priester sag da — vom Feuer seiner Gefühle verzehrt, ein Spielball seiner stürmenden Gedanken; kein Glied vermochte er zu bewegen, keinen Laut seinen Lippen abzurufen. Die Adern an den Schläfen schwellen, im Kopfe hämmerte und brauste es und in der Brust pochte es in rasender Hast. Mit Aug' und Ohr, gleichsam mit all' seinen Sinnen war er den Worten der Beichtenden gefolgt, keine ihrer Regungen war ihm entgangen. Doch seine Gedanken kreisten indessen in weiten Fernen, zurück zu vergangenen Zeiten, und in seinem Herzen wühlte die Erinnerung und riß alte Wunden auf und schlug neue. Else!

„Ich liebte einen Anderen, der um meinetwillen — — —“ hörte er. Ich liebte einen Anderen! Und sie ahnte nicht, daß sie vor jenem Anderen kniete, der um ihretwillen — — —! Else, das süße herrliche Mädchen mit den sonnenblonden Haaren und den tiefdunklen Beilschnägen! Welch' holder Liebeslenz war das gewesen — so voll der keimenden Hoffnungen, so reich an ungetrübtem Glück! Die Küsse, die sie gewechselt hatten, die betäubenden, sengenden, verzehrenden Küsse im Dunkel des alten Parks unter mondbeglänzten Wipfeln! Oh Gott, welche Stunden, welch' namenlose Wonne! Und dann kam der Andere, der reich und vornehm war, und den Preis davontrug. Da hatte Pater Vincentius an Selbstmord gedacht, hatte lange Nächte in Verzweiflung und Jammer durchwacht und sich schließlich zum schweren Entschlusse durchgerungen, in Gott allein Trost zu suchen und der seligen Jungfrau allein Herz und Leben zu weihen. Warum? Weil ihm Träume dort Heilung und Trost versprochen, weil sein weltfremdes, glaubensreines Herz ihm diesen Weg wies.

„Da log ich“, schlug es an sein Ohr. Sie hatte ihn belogen, als sie ihm sagte, daß sie den Anderen liebe. Da log ich, log ich, schrie es im Herzen des Priesters in wildseligem Jubel. Aufschreien hätte er mögen, der ganzen Welt es mit trunkenem Glückeslachen verkünden wollen, daß sie log und daß sie ihn doch liebte. Da log ich. Diese drei Worte erfüllten ihm Seele und Geist, nahmen mit Sturmesmacht von seinem ganzen Wesen Besitz; Anderes als sie vermochte er nicht zu denken, nicht zu empfinden, nichts Anderes, als nur die Worte, die von ihren Lippen auf ihn einstürzten. Die erfaßte und empfand er alle, alle mit seinem zweiten „ich“, mit der anderen Hälfte seines gewaltig gespaltenen Bewußtseins. Und er vernahm weiter, wie tief unglücklich sie sich fühlte, wie sie entbehrte, wie sie hungerte. So wie ich entbehre und hungere, so wie ich selbst nicht das erhoffte Glück, nicht Ruhe und nicht Trost fand und elend bin, sprach es fast secudig in seinem zweiten Bewußtsein.

„Es sind ja so viele Männer da, die meine Günst begähren,“ sagte sie. Da schrie etwas in wüthendem Schmerz, in wahnwitziger Eiferjucht auf, etwas in jenem zweiten Wesen, dessen stürmende Gedanken und Empfindungen weit schneller

eilten, weit mehr unspannten und doch gleichen Schritt mit den Worten des Weibes hielten. So viele Männer! Und sie — sie liebte Andere? Hatte — —? Barmherzigkeit, das nicht!

„Der Gedanke an Einen, den ich liebte, den ich noch liebe.“ Das, das hatte Else gesprochen. Eine glühheiße Flamme fuhr dem jungen Priester vom Herzen zum Haupte und drohte ihn zu ersticken. Den ich noch liebe! Sie liebte ihn — — ja, so wie er sie. War sie es denn nicht, von der er in wilden Nächten träumte?! War sie es nicht, zu der sein Herz betete, wenn seine Lippen einen anderen Namen aussprachen?! Else! Else! Den ich noch liebe! Sie liebt und darbt doch! Sie ist geliebt, ist angebetet und vergeht in Sehnsucht! Nein, nein, das soll, das darf nicht sein! Und wenn sie verging, wenn sie fiel, wenn sie sich wegwarf und besleckte, dann — dann war es seine Schuld, seine Schuld allein. Durfte er das gesehen lassen? Müßte er nicht die Lüge seines Gewandes von sich werfen und sie und sich erretten und zwei Menschen selig, oh so jündig selig machen? Sein Kleid, sein Kleid! Oh, was war er?! Ein Priester, ein Enterbter des Lebens, Einer, dessen Seligkeit schwerste Sünde wäre. Großer Gott, wohin verirrtest sich seine Sinne? Wo war er? Was that er?

Da hatte sie geendet, mit der Bitte geendet, ihr ihren Glauben an einen gütigen Gott zu erhalten. Pater Vincentius kämpfte verzweifelt mit der Starrheit, die ihn gebannt hielt, mit dem Fieber, das ihn durchtobte. Einen Weg zum Licht ihr weisen, Trost spenden? Wie, wie? Sah er doch selbst keinen Pfad, aus dieser heißen, dunklen Nacht des Herzensjammers! Was Else von ihm begehrte, war — — was war es doch? Leere Trostesworte, Verheißungen und Ermahnungen? Lug und Trug das Alles, seelenlos und hohl. Nein, nein, was sie begehrte, war Hilfe, werthtätige, allein segensbringende Liebe. Und die durfte er ihr nicht gewähren; belügen mußte er sie. Und doch — wenn je, so lag jetzt die Rettung eines sinkenden Menschentodes, eines hoffensarmen und fast verzweifelnden Weibes in seiner Hand. In seiner Hand und in seinem Herzen, das am gleichen Jammer litt und bei Jener Erlösung finden konnte, die das Heil von ihm ersuchte. Großer Gott, warum diese Prüfung, warum diese Qual? Oder — — war es ein Wink des Allerbarmers, ein Werk seiner wunderthätigen Liebe?

Mit allen Sinnen, Nerven und Trieben kämpfte der Priester den Kampf des Augenblickes, den schwersten Kampf seines Lebens. Sein Leib war Feuer, sein Geist Sturm, seine Seele Fluth und es galt das Glück der Erde. Und da — da war der Kampf entschieden. Schwer athmend bedeckte Pater Vincentius sein Antlitz mit beiden Händen. Als er wieder aufblickte, trugen seine Züge den Ausdruck eiserner Entschlossenheit und in seinen Augen brannte ein wildes Feuer. Er preßte sein Antlitz an das Gitter und sah auf die Geliebte. Sie süßte seinen Blick und hob das gesenkte Haupt. Aber sie sah und errieth ihn nicht. Da kam es von seinen Lippen: „Else!“

Was war das? Zammelnd erhob sich das Weib von den Knien. Wer hatte ihren Namen genannt? Niemand, niemand. Ein Sinneszug hatte sie genarrt. Wie eine Trunkene wankend, voll Scham kniete sie wieder hin. Aber ihre Blicke waren angstvoll auf das Gitter gerichtet und mühten sich vergebens, das Dunkel zu durchdringen.

Da — nein, das war keine Täuschung! — — — ein zweitesmal ihr Name. Und dort im Beichtstuhl hatte ihn Jemand gesprochen — mit einer Stimme, die sie kannte, die — — —. Aber nein, das war Naserei, war Wahn. Sie raffte sich auf. Bekommen und scheu fragte sie: „Warum sprechen Sie nicht, Hochwürden? Wissen Sie mir keinen Rath, keine Hilfe?“

Da vernahm sie die Antwort: „Die Liebe, Else!“

Ein Schrei, der am Rande der Lippen erstarb und zu einem wimmernden Laute ward, durchbebt die Kirche: „Paul!“

„Ja, Paul ist's, Else, der Mann, der um Deinetwillen dies Kleid trägt, den Du liebstest und belogst, den Du noch liebst. Ich bin es, Else, meine süße, süße Else, ich, der Dich nie zu vergessen vermochte, der Dich liebt wie am ersten Tage unsers Glückes, der Dich anbetet, der Dich retten will, wenn Du ihn errettest. Belüge mich nicht ein zweitesmal, ich flehe Dich an! Else, mach' einen Verdammten selig, schenk' ihm den Himmel, den er nur in Dir zu finden vermag!“